

Ankunft in einem fremden Land

„Ent-Täuschung tut weh. Aber sie ist eine Chance. Wenn wir nicht verdrängen – nicht unsere Irrtümer, nicht unsere Träume, nicht unsere Schuld und vor allem: Nicht unseren Mut. Langsames Erheben, keine Halbwahrheiten mehr. Mich wehren. Für mein Leben bin ich verantwortlich.

Jetzt werde ich den BRD-Alltag kennen lernen – mit dem großen Vorteil, vergleichen zu können. Ich bin neugierig...“

Ein Text geschrieben im September 1990. Wenige Tage, nachdem ich ihn abgeschickt hatte, fand in der Redaktion der ostdeutschen Frauenzeitschrift, bei der ich seit zehn Jahren angestellt war, eine Sitzung statt. Die FÜR DICH, aus der wir eine feministische Ost-Stern-Spiegel-EMMA machen wollten, war an einen Medienkonzern verkauft worden. Die vom neuen Besitzer eingesetzte stellvertretende Chefredakteurin stellte ihr neues Konzept vor. Kurz und knapp im Tina-Verschnitt: Frisuren, Mode, Kochen, Kosmetik, „bewegende Schicksale“ – alles auf dem West-Markt bewährt und erprobt. Noch glaubten wir, darüber diskutieren zu können. Die Antwort aber kam unmissverständlich: Ab sofort wird nach diesem Konzept gearbeitet. Wer das nicht will, kann ja gehen.

Ich war 37 Jahre alt, Diplom-Journalistin, stellvertretende Ressortleiterin. Eine Nacht und einen Tag habe ich überlegt und gegrübelt. – Dann meldete ich mich bei der Chefredaktion und teilte mit, dass ich eine nochmalige Wendung der FÜR DICH nicht mittrage.

Keine leichte Entscheidung: Ich war alleinerziehende Mutter, meine Söhne 14 und elf Jahre alt. Der ostdeutsche Zeitungsmarkt um mich herum brach gerade zusammen. Redaktionen schlossen, Journalisten wurden massenweise entlassen. Sollte ich mich irgendwo bewerben? Die Chancen standen gleich Null. Eine Umschulung? Ich entschied mich für das, was ich gelernt hatte und konnte – ich wurde freiberufliche Journalistin.

Ich erinnere mich noch gut an das erste Treffen mit Westberliner Kolleginnen. Ende 1989 saßen wir uns zum ersten Mal beim Stammtisch des Journalistinnenbundes

gegenüber und beäugten uns. Der Abend begann mit einer Vorstellungsrunde. Wo waren sie nicht überall gewesen, diese Frauen, was hatten sie alles probiert und getan! Fast alle arbeiteten frei. Wie langweilig dagegen unsere Biografien: Alle fest angestellt, kaum ein Wechsel. „Erzählt doch auch mal von euren Familien und den Kindern!“ Auf meine Bitte ertete ich betroffenes Schweigen. Von unseren Gastgeberinnen hatte nur eine einzige ein Kind. Auf unserer Seite war keine kinderlos, eine hatte sogar vier.

Und doch: Gerade diese Kolleginnen waren es, die mir Mut machten. Mut, loszulaufen und neue Gebiete zu betreten aber auch mit ganz praktischen Tipps: den Umgang mit Steuern und Versicherungen, die Handhabung von Rundfunktechnik und vor allem Anlaufstellen und Kontakte.

Anfang 1992, genau zu meinem 39. Geburtstag, ein Brief. Ihm sei zu Ohren gekommen, dass ich eine ABM-Stelle habe und nebenbei freiberuflich Geld verdiene, schrieb mein Geschiedener. Vom Gesetzgeber sei dies keinesfalls so vorgesehen. Außerdem habe er den Eindruck, ich würde die Kinder zu oft allein lassen, sie durch mein berufliches Engagement vernachlässigen. Ihm sei geraten worden, das Jugendamt einzuschalten. Vorsorglich kürzte er erst einmal die Unterhaltszahlungen. Der Grund für seine Wut: Ich hatte ihn um eine Gehaltsbescheinigung gebeten, wollte Klarheit, wie viel Alimente den Kindern zustehen. Zu DDR-Zeiten hatte so etwas keine Rolle gespielt; Alimente für Mütter waren kaum vorgesehen - und in der Regel nicht nötig. Auch die für die Kinder waren minimal. Wie die allermeisten Frauen verdiente ich eigenes Geld und der Alltag mit Kindern war hoch subventioniert und damit preiswert.

Nun aber war ich voller Panik. Von einer ABM-Stelle konnte keine Rede sein und meine Honorareinnahmen waren gering. Die Jungs – nun zwölf und 15 Jahre alt – vernachlässigte ich in dieser Zeit wirklich. Nicht weil ich zu oft unterwegs war, sondern weil ich bis spät nachts an meinem Schreibtisch saß. Die Arbeit um mich scharfte wie einen Wall, der mir helfen sollte, Sicherheit zu gewinnen. Du schaffst es, schwor ich mir immer wieder. Mal verzweifelt, mal ungläubig, mal verbissen. Irgendwie durchkommen, irgendwann ankommen. An anderes dachte ich nicht. Ein paar Tage nach jenem Brief ging ich zu einer Anwältin und beauftragte sie, die Alimente für die Kinder einzuklagen.

Der zweite Weg führte zur Wohngeldstelle. Die Sachbearbeiterin schaute auf meinen Antrag und die Honorarabrechnungen: „Mit dem geringen Einkommen müssen Sie Sozialhilfe beantragen!“ Sozialhilfe? Das war für mich das Letzte. Ich arbeitete doch! Sie reichte mir ein Formular: „Dann benötige ich einen Nachweis, dass Sie davon leben können.“ Ich sollte genau ausfüllen, wie viel wir zum Frühstück, zum Mittagessen, zum Abendbrot verbrauchen. Was wir für Kleidung, Kultur, Schule und öffentliche Verkehrsmittel ausgeben. Fassungslos schaute ich auf die Blätter. Dann legte ich sie zurück und ging.

Kurz danach fragte mich eine Kollegin, ehemalige Redakteurin der TAZ, ob ich Lust hätte, mit ihr an einem Forschungsprojekt zu arbeiten. Feministinnen aus Ost- und Westdeutschland sollten nach ihrem Leben, Lebenszielen, den Erfahrungen in der Wendezeit und ihren Gedanken zur Bundesrepublik befragt werden. Der Berliner Senat würde das Projekt finanzieren: 1600 DM Stipendium für die Westfrau, 1200 DM für mich aus dem Osten. Geld das ich dringend benötigte. Aber durfte ich mir solch einen Unterschied gefallen lassen? Viel später begriff ich, wie sehr ich mit meinen Zweifeln Westberliner Freundinnen verletzt hatte. Solch ein Stipendium nur für Frauen war das Ergebnis langer, harter Kämpfe – und ich wollte das einfach so beiseite schieben.

Als es uns dann tatsächlich zugestanden wurde, teilt Ulrike Helwerth, die West-Kollegin, ihren Überschuss mit mir. Ganz selbstverständlich und ohne Zögern.

Überhaupt – das Arbeiten zu zweit war wie ein Rettungsring in jenen Jahren ohne Überblick, dafür mit immer neuen Fragen. Durch den Unabhängigen Frauenverband hatte ich Rosemarie Mieder kennen gelernt. Ost-Journalistin wie ich. Erst zeigten wir uns nur mal unsere Beiträge, dann dachten wir zusammen über Themen nach, schließlich nahmen wir große Projekte gemeinsam in Angriff. Das in Jena zum Beispiel. Wir befragen jene, die arbeitslos geworden waren. Eine ungewohnte Erfahrung im Osten. Karin B. gehörte dazu. Anfang 30, alleinerziehende Mutter von drei kleinen Kindern, Diplom-Volkswirtin. In ihrem Betrieb war sie die erste, die gefeuert wurde. Du musst das Allerletzte sein, wenn sie dich als erste kündigen, ging es ihr immer wieder durch den Kopf. Vor Scham und Verzweiflung kam sie nicht mal auf die Idee, sich gegen die unrechtmäßige Entlassung zu wehren. Auf dem

Arbeitsamt dann der nächste Schlag: Sie solle doch froh sein, dass sie endlich Zeit für ihre Kinder habe, erklärte ihr ein „Westimport“ aus Bayern. Es war Wut, die die junge Frau aus der Lethargie riss. Karin B. ließ sich nicht abspesen und forderte vehement eine Umschulung.

Wenn ich an diese Zeit zurück denke, fällt mir ein Begriff ein: „Unnatürliche Erwerbsneigung“ wurde uns ostdeutschen Frauen bescheinigt. Ein Begriff, den heute niemand mehr wagen würde.

„Du bist Ossi und du bleibst Ossi“, hatte eine Freundin meinem 16-jährigen Sohn erklärt. Eine Chance habe er nur, wenn er es lernen würde, sich in der Welt zu bewegen. Sprachkenntnisse gehörten dazu und natürlich ein Schuljahr in den USA! Irgendwann danach stand Johannes mitten in der Nacht neben meinem Bett: „Mutti, ich kann nicht schlafen. Ich muss immer an die Schule denken!“ Er war ehrgeizig geworden, wollte unbedingt ins Bundestagsaustauschprogramm. Eine Chance, die mehr als gering war. Alle anderen Möglichkeiten aber schienen für uns unvorstellbar teuer. In jener Nacht nahm ich meinen Sohn in den Arm und versprach ihm: Egal was passiert, du fährst.

So flog Johannes im August 1993 nach Savannah, Tennessee. Zu Weihnachten schickte ich eine Kasette, besprochen mit Grüßen für die Gastfamilie: „Ich wusste gar nicht, dass Du so einen starken Akzent hast“, kritisierte mein Sohn am Telefon. Akzent? Ich sprach einfach unglaublich schlecht englisch. Wozu hätte ich es auch lernen sollen? Mit Siebzehn, im Alter meines Sohnes, bin ich in den Ferien durch Polen getrampt. Hab auf Bahnhöfen übernachtet, im Stroh. Jedoch ein Jahr in ein anderes Land fahren? Bei einer Familie leben? Vielleicht in das „Bruderland“ Sowjetunion, dessen Sprache ich in der Schule lernte? Unmöglich!

Mit dem Fall der Mauer habe ich mich sofort auf den Weg gemacht. Zuerst war es die Ferienwohnung einer Freundin auf Gomera, dann nach Griechenland. Dann entdeckte ich zufällig die Reisereportage in der Zeitung: Mit dem Rucksack durch die Wüste! Ägypten war schon immer mein Traum gewesen - die Pyramiden, eine Nacht in der Sahara! Einer, von dem ich dachte, dass er sich niemals erfüllen würde.

Wir drei rüsteten uns mit Landkarte, Reiseführer, Moskitonetzen, Flugtickets aus – und dann ging's los. Per Sammeltaxe und Bus von einer Oase zur nächsten, auf einer Feluke den Nil hinab und zum Schluss Schnorcheln im Roten Meer.

Die Reisefreiheit kostete mich bis zur Neige. Mit dem Auto quer durch die USA, mit dem Rucksack durch Indien, Laos, Thailand, Vietnam, Guatemala, Honduras.

Tauchen im Roten Meer, im Südchinesischen, in der Karibik.

Ich war angekommen in der Welt.

Daheim plante ich den Auszug. Fort aus Marzahn, meinem lang gewohnten Neubau-Zuhause. Zu oft war ich erschrocken oder mitleidig angeschaut worden, wenn ich gefragt wurde, wo ich wohne. „Wer hier wohnt und nicht verrückt wird, kann nicht ganz normal sein“, hieß es im Fernsehen. Ein „Hort von Rechten“, schrieb der „Spiegel“.

Mir fehlten Cafés, Kneipen, Boutiquen. Aber ich hatte eine moderne große Wohnung, nette Nachbarn. Dableiben oder wegziehen? Lange Zeit fragte ich mich das immer wieder. Irgendwann war es einfach zuviel, sich für diese Adresse immer wieder rechtfertigen zu müssen.

Überhaupt – wir Osis tauchten in den Medien nur als Problemfall auf: Stasi, Arbeitslosigkeit, Rechte. Deutsche Kultur, Geschichte und Lebensweise zwischen 1945 und 1989 schien nur westlich der Elbe stattgefunden zu haben. Uns schien es einfach nicht zu geben.

Nach der Wende reagierten ostdeutsche Frauen auf ihre Art – nie wurden von einem Jahr zum anderen so wenige Kinder geboren! Das war zuallererst einer riesengroßen Unsicherheit geschuldet. Aber auch einer beginnenden Anpassung an die neue Gesellschaft. Die verlangte Flexibilität und Einsatzbereitschaft. Westdeutsche Frauen bekamen weniger Kinder – und vor allem später.

Inzwischen hat sich das angeglichen. Was geblieben ist: Für Ostfrauen ist es selbstverständlicher, Kinder und Beruf zu verbinden. Auch bei meinen Schwiegertöchtern ist das so. Leicht gemacht wird es ihnen nicht. „Wenn Ihr Kind so oft krank ist, müssen Sie eben noch zu Hause bleiben“, bekam eine zu hören. Die Tochter einer Freundin traf es noch härter. Am ersten Krankheitstag des Kindes brachte ein Bote die Kündigung. Sie wehrte sich nicht - die Situation in dem kleinen

Unternehmen war unerträglich geworden. Als sie nach dem Mütterjahr zurück kam, hatten die Kollegen sie geschnitten. Auf Anweisung des Chefs, wie sich später heraus stellte.

In der Zeitung lese ich, dass Jena als der wohlhabendste Ort ganz Ostdeutschlands gilt. Gelegen in Thüringen, mit einer renommierten Uni und traditionsreichen innovativen Unternehmen: Zeiss, Abbe, Schott, dazu solch neue wie Intershop. Im bundesdeutschen Ranking landet die reichste ostdeutsche Stadt genau auf Platz 249 - von 400 Kreisen aus ganz Deutschland.

„Ost-West-Frauenkongress. Symbolisch organisiert in beiden Teilen der Stadt. Ich sitze im Vorraum des Westberliner TU-Hörsaales, verschanzt hinter Zeitungen. Bin geflüchtet, weil ich den Streit drinnen nicht mehr ertragen kann. So gehen Frauen miteinander um? So böseartig, so wenig bereit, einander zu begreifen? Frauen, die wissen, Frauen, die füreinander kämpfen wollen. Sieht so die Bewegung aus, von der wir soviel erhofft hatten?“

Sätze geschrieben im April 1990. Damals kamen zwei Schwestern zusammen, die unterschiedlicher kaum sein konnten. Die eine müde von unendlichen Kämpfen, die andere voller Aufbruchseuphorie. Wir haben uns begeistert in die Arme geschlossen ohne groß zu fragen. Da war die Ent-Täuschung vorprogrammiert. Voller Wut und Trauer wendeten wir uns erst einmal voneinander ab.

Mit dem Abstand von fast zwanzig Jahren, weiß ich: Wir haben uns gut getan. Sind in die Fußstapfen der anderen getreten, obwohl die gar nicht zu passen schienen. Haben voneinander gelernt und uns gegenseitig gestützt.

Bei unseren Interviews mit Ost- und West-Feministinnen, fragten Ulrike und ich jede einzelne, was sich für sie durch die Wende verändert habe. „Nichts, gar nichts“ beteuerten die allermeisten Frauen aus dem Westen. „Alles“ erklärten die aus dem Osten. Das war 1993.

Wir im Osten erhielten Begrüßungsgeld und hatten uns ab dann umzustellen. Ein klarer Schnitt, über den ich im Nachhinein froh bin. Im westlichen Teil verlief die

Änderung schleichender. Dafür war der Schmerz nicht weniger bohrend. Auch die „alte Bundesrepublik“ gibt es nicht mehr.

Ankunft in einem fremden Land. Inzwischen ist manches aus dem Osten auch hier angekommen: Das Recht auf Krippen- und Kitaplatz, Ganztagschulen, das System der Polikliniken, der Gemeindeschwestern. Es ist eine ganze Menge, was in neuer, besserer Form wieder auftaucht.

Seit fünf Jahren wird das Land von einer Frau regiert. Eine Frau aus dem Osten. Gewählt habe ich sie nicht. Aber ich schaue mir an, was sie macht, und begreife: Sie macht das nicht schlecht. Pragmatisch, praktisch, gut. Und irgendwie ostig.

Sehnsucht nach der DDR? Nein. Es ist nicht vergessen, jenes diffuse Gefühl der Angst. Dass über mir ein Beil hängt, das jeden Moment nach unten stürzen könnte.

Als Journalistin hatte ich das oft erlebt. Aber dann sehe ich plötzlich einen Trabi, rieche einen bestimmten Bohnerwachs oder gehe an einem Kohleofenschornstein vorbei und werde plötzlich traurig. Mag sein, dass es nach DDR riecht. Vor allem aber riecht es nach Kindheit. Nach zu Hause. Nach dem Land in dem ich groß geworden bin.

Wo bin ich angekommen? In der Bundesrepublik, in Europa, in der Welt? Wie auch immer die Antwort ausfällt – eines werde ich nie wegschieben können: Ich bin gelernte DDR-Frau. Eine Zeit, die mich geprägt hat. Im Schlechten wie im Guten.

Gislinde Schwarz

EMMA 11/12/2009